

**AKTIONSTAG ZUR GLEICHSTELLUNG VON MENSCHEN MIT BEHINDERUNG** Dienstag in Lingen – Gespräch mit Eltern von Kindern mit Handicaps – „Ziemlich beste Freunde“ im Kino – Erlebnismeile im Lookentor

## „Dann ist sie mittendrin“

Wenn Kinder „anders“ sind

Von Thomas Pertz

**LINGEN. Hendrik ist 23 Jahre alt, seine Schwester Theresa 17, der eine also schon erwachsen, die andere auf dem Weg dahin. Eigentlich die Phase der allmählichen Ablösung von den Eltern. Eigentlich.**

Hendrik und Theresa haben das „Angelman-Syndrom“, benannt nach einem britischen Arzt, der erstmals diese Form der geistigen Behinderung beschrieb. Klaus und Anneliese Albers lieben die beiden, genauso wie ihre älteste Tochter Katharina. Die 25-Jährige hat gerade ihr Studium beendet. Wie gestaltet sich der Alltag in Familien, wo einer oder mehrere auf permanente Hilfe angewiesen sind, wo immer alle elterlichen Sensoren auf Empfang ausgerichtet sind, wenn es sein muss, auch mitten in der Nacht, mitten in jeder Nacht?

Hendrik konnte mit drei Jahren noch nicht laufen, auch nicht reden. Die Familie fährt von einem Arzt zum anderen. „Das gibt sich schon wieder, wenn Hendrik Abitur hat, treffen wir uns wieder“, gibt Albers ein paar Gespräche wieder. Bis die Eltern auf einen Mediziner trafen, der die Symptome richtig deutete. Hendrik arbeitet heute im Christophorus-Werk als Gärtner, Theresa geht zur Schule in die Tagesbildungsstätte in Laxten.

Und die Jahre dazwischen? Viele Arztbesuche, Anträge bei Behörden und Krankenkassen, Gespräche, Diskussionen mit Betreuungseinrichtungen. Das kann Eltern zermürben. Oder abhärten. „Wir haben

uns anfangs eine Menge gefallen lassen, das tun wir heute nicht mehr“, sagt Albers resolut.

Menschen mit „Angelman-Syndrom“ fallen auf, sie lachen sehr viel, oft aber grundlos oder bei Aufregung, können nur wenige Worte sprechen, bewegen sich ungenau. „Erst mal wird groß geguckt: Was ist das denn?“, gibt Albers seine Eindrücke wieder, wenn die Familie irgendwo unterwegs ist. Der Bekanntenkreis der Familie ist geschrumpft, „aber die wenigen, die übrig sind, bleiben auch“, sagt er.

Das häufig fehlende Verständnis Außenstehender für Menschen mit Handicaps und für die besondere Situation ihrer Familien beklagt auch Heike Hagemann. Ihr Pflegekind Leon ist geistig behindert, der fünfjährige Adoptivsohn Florian leidet unter dem Fetalen Alkoholsyndrom (FAS). Damit ist eine vorgeburtliche Hirnschädigung des Kindes durch den

von der schwangeren Mutter aufgenommenen Alkohol gemeint. Florian soll im Sommer in die Schule. „Keine Ahnung, wie das funktionieren soll“, ist Hagemann ratlos. Der Junge wird sehr unruhig und dreht auf, wenn er von mehr als einer Handvoll Menschen umgeben ist, was in einer Regel-Grundschulklasse unvermeidlich ist. Für eine Aufnahme in die Tagesbildungsstätte des Christophorus-Werkes sind die Einschränkungen Florians aber möglicherweise nicht groß genug. Die „Inklusion“, die auf po-

„Ich weiß ja, dass uns alle beobachten.“

Silke Jansmann, Mutter eines Behinderten

litischer Ebene organisierte Zugehörigkeit von Menschen mit Handicaps in allen gesellschaftlichen Bereichen, soll es deshalb richten. Der Fachbegriff löst bei Eltern von behinderten Kindern unterschiedliche Reaktionen aus, manchmal verdrehen sie auch die Augen.

Silke Jansmann zum Beispiel. Ihr Sohn Paul, elf Jahre alt, ist Autist und hat einen Hirnschaden, außerdem eine Aufmerksamkeitsdefizit-/Hyperaktivitätsstörung (ADHS). „Wenn ich mit ihm in der Eisdielen bin und Paul richtig aufdreht, dann schwitze ich Blut und Wasser. Ich weiß ja, dass uns alle beobachten“, erzählt sie. Auch ihre beiden Pflegekinder Sophia und Luna sind geistig behindert. Luna hat

einen extrem gestörten Tag-Nacht-Rhythmus. Die 24-Stunden-Schichten der Mutter könnten ganze Tagebücher füllen.

Wenn von Inklusion geredet werde, zum Beispiel beim gemeinsamen Unterricht in der Regelschule, werde dabei vor allem an das als unkompliziert geltende Kind mit Downsyndrom gedacht. Inklusion solle aber nicht von den „Elitebehinderten“ her gedacht werden, die vergleichsweise fit und gesellschaftskompatibel seien. „Das ist wie Rosinen aus dem Kuchen picken“, fasst Jansmann die Befürchtungen vieler Eltern behinderter Menschen zusammen. „Inklusion will aber alle Menschen mit Behinderung einbeziehen.“

Sie sieht bei der Inklusion auf schulischer Ebene deshalb noch vieles ungeklärt. „Man kann nicht einfach Kinder mit einem Förderbedarf

in eine Klasse stecken und erwarten, dass es klappt, ohne die Rahmenbedingungen zu ändern.“ Die Grundschullehrer seien fachlich gar nicht darauf vorbereitet, mit einem behinderten Schüler in der Klasse umzugehen. Ein paar Beratungsstunden (Förderstunden) durch eine externe Fachkraft reichen da nicht aus.

Am Ende stünden alle als Verlierer da, befürchtet sie. Ein guter Wille, den Jansmann bei den direkt Beteiligten erlebt, reicht nach ihren Worten allein nicht aus beim Zusammenführen von Menschen mit und ohne Behinderung. Da seien gut durchdachte Konzepte gefragt, die Hauruck-Taktik der Politik werde nicht funktionieren. „Funktionieren“ dagegen

müssen die behinderten Kinder – beim x-ten Arztbesuch zum Beispiel. „Das prägt die Kinder, sie haben größere Ängste und Sensibilitäten“, erklärt Elke Pingel. Ihre Tochter Melina ist elf Jahre alt und entwicklungsverzögert. Die Mutter kommt gerade erst vom

HNO-Arzt. „Mama, nimm mir wieder Blut ab?“, sei die erste Frage von Melina gewesen, sagt sie. Die Kinder bekämen die Gespräche beim Arzt mit, würden hören, was sie alles nicht können. „Sie wissen genau, dass es um sie geht, das prägt sie auch“, betont Elke Pingel. Ihr und Ehemann Michael tut es da gut, dass der große Bruder sich liebevoll um seine Schwester kümmert. „Auf Melina lässt Marcel nichts kommen“, lä-

chelt die Mutter. Wenn der Bruder mit ihr durch Heukamps Tannen duse, „dann ist sie mittendrin“.

Vor allen Inklusions-Debatten wünschen sich Eltern behinderter Kinder vor allem eines: mehr Verständnis für ihre Situation, die mit der anderer Familien nicht zu vergleichen ist. „Es ist ein ganz anderes Leben als mit Kindern ohne Einschränkungen“, betonen Tino und Monika Lehmann. Ihrer elfjährigen Tochter Lea ist die geistige Behinderung nicht auf den ersten Blick anzusehen. Auch der Bekanntenkreis der Lehmanns ist kleiner geworden, weil oftmals das Verständnis für die spezielle Situation fehlt.

„Was wir brauchen, ist ein anderes Selbstverständnis“, meint Klaus Albers. „Kinder können anders sein. Wir sollten jedes so nehmen, wie es ist.“



Hendrik Albers (Zweiter von links) arbeitet in der Außengruppe Friedhof des Christophorus-Werkes in Laxten, ebenso wie Mustafa Aksit (Dritter von links). Rechts im Bild Klaus Albers, links Gruppenleiter Günter Lammers.

Foto: Thomas Pertz

## „Das System muss sich anpassen, nicht der Mensch“

Sonderpädagoge Hermann Kiepe: Eine Haltungsänderung ist notwendig, damit Inklusion funktioniert

pe **LINGEN.** Damit die Teilhabe von Menschen mit Handicaps funktionieren kann, ist eine Haltungsänderung notwendig. Darauf hat der Leiter der Tagesbildungsstätte des Christophorus-Werkes in Lingen, Hermann Kiepe, in einem Interview mit unserer Zeitung hingewiesen. Weiterer Gesprächspartner war sein Kollege Helge Sonnenberg, Logopäde im Christophoruswerk.



Interviewpartner unserer Zeitung: Hermann Kiepe (links), Leiter der Tagesbildungsstätte des Christophorus-Werkes, und Helge Sonnenberg, Logopäde in der Einrichtung. Die Symbole an der Wand erleichtern die Kommunikation.

Foto: Thomas Pertz

Herr Kiepe, Deutschland bekennt sich zur Behindertenrechtskonvention der UN, die sich unter dem Stichwort Inklusion für eine gleichberechtigte Teilhabe in der Gesellschaft einsetzt. Klingt gut, aber wie sieht die Wirklichkeit aus?

**Kiepe:** Zunächst einmal lohnt ein Blick zurück. Es hat sich seit den 60er-Jahren in der Wahrnehmung von Menschen mit Behinderungen und der Arbeit mit ihnen sehr viel zum Positiven verändert. Damals sind die ersten speziellen Einrichtungen für Menschen mit Behinderungen entstanden, wie ja auch die Tagesstätte des Christophorus-Werkes 1965. Seitdem hat sich sehr viel verändert, gerade im Bereich der sonderpädagogischen Unterstützung. Damit Inklusion, also der Einschluss in allen Lebensbereichen, funktioniert, bedarf es einer Hal-

tungsänderung. Das braucht aber seine Zeit.

Was meinen Sie mit dieser Haltungsänderung?

**Kiepe:** Nehmen Sie zum Beispiel unser Schulsystem, das Inklusion zurzeit nur schwer zulässt. Der Lehrplan ist stark fächer- und leistungsorientiert. Keiner fragt danach, wo die individuellen Kompetenzen eines Menschen liegen. Verstehen Sie mich nicht falsch: Das bedeutet nicht, dass keine Leistung abverlangt werden soll. Aber es kommt mehr darauf an, auf die individuelle Lernent-

wicklung zu schauen. Da sind uns die skandinavischen Länder übrigens voraus.

**Sonnenberg:** Inklusion fördern heißt auch, sich in einer verständlichen Sprache auszudrücken. Verschiedene Methoden aus dem Bereich der unterstützenden Kommunikation werden bei uns im Unterricht eingesetzt. Sie helfen Menschen, die zum Beispiel keine Schriftsprache lesen können, Texte zu verstehen: durch gebärdensprachliche Kommunikation, Boardmaker zur Erstellung von Symboltafeln, elektronische Hilfen und

durch eine verständliche Sprache.

Da ist die Tageszeitung mit ihren häufig doch recht komplexen Ausdrucksformen wohl kein gutes Beispiel...

**Kiepe:** (lächelt) Nein, wenn Sie Inklusion konsequent durchdenken, müsste sich auch Zeitungssprache verändern, müsste verständlicher werden, indem auf Fremdwörter verzichtet wird und zum Beispiel auch kürzere Sätze gebildet werden, Symbole, Bilder und verständliche Sprache verwendet wer-

den. Beispiele gibt es: Eines ist die Zeitung „Klar & Deutlich“ aus Münster. Daran sehen Sie aber auch: Der Begriff Inklusion ist sehr umfassend und bezieht alle Lebensbereiche mit ein, nicht nur die Schule.

**Sonnenberg:** Es gibt einen „Index für Inklusion“, den Tony Booth und Mel Ainscow aus Manchester herausgegeben haben. Darin kann sich jeder selbst prüfen, wo er beim Thema Inklusion steht.

Brauchen wir neben einer Haltungsänderung nicht auch eine andere Definition von Leistung, wenn Inklusion funktionieren soll?

**Kiepe:** Selbstverständlich. Sehen Sie, in diesen Tagen finden ja landesweit die Abiturprüfungen statt. Natürlich ist das eine Leistung, so eine mehrstündige Klausur hinzulegen. Es ist wichtig für den Abiturienten, eine gute Abiturklausur zu schreiben. Für einen Menschen mit Schwerst- und Mehrfachbehinderung kann es wichtig sein zu lernen, den Löffel zum Mund zu führen. Daran wird deutlich: Beides ist Lernen. Das eine ist nicht besser oder schlechter oder weniger Leistung. Beides ist nur ein anderes Lernen. Das ist Inklusion: wenn alle anders sein dürfen und sich das System den Menschen anpasst, nicht umgekehrt.

### Aktionstag in Lingen

In Lingen findet am **Dienstag** der „Aktionstag zur Gleichstellung von Menschen mit Behinderung“ statt. Junge Leute der Berufsbildenden Schulen in Thui- ne laden von zehn bis 13 Uhr ins Lookentor ein, in einem „Rolli-Taxi“ Platz zu nehmen. So können Bürger

erfahren, wie es ist, auf einen Rollstuhl angewiesen zu sein. Die zweite Aktion findet im Cineworld-Kino statt. Dort gibt es zwischen 10 und 17 Uhr mehrere Stationen mit Informationen und anderem mehr. Eine **verständliche Sprache** ist ganz wichtig, wenn Teilhabe

von Menschen mit Handicaps funktionieren soll. Helge Sonnenberg, Logopäde am Christophorus-Werk, hat ein Beispiel (siehe Grafik unten), nämlich den Hinweis auf den Kinofilm „Ziemlich beste Freunde“ am Dienstag um 9.30 Uhr, 17 und 20 Uhr:

„Ziemlich beste Freunde“ heisst ein Film:



Der Film „Ziemlich beste Freunde“ gehört zu dem Aktionstag am 07.05.2013.



Wo? Filmpalast Cineworld  
Was? Hier kann jeder den tollen Film sehen  
Wann? Am Dienstag 07.05.2013

Uhrzeit? Um 09.30 Uhr und noch mal um 17.00 Uhr und noch mal um 20.00 Uhr

Eintritt? 4 Euro  
Damit ich auch wirklich einen Sitzplatz bekomme bitte vorher hier anrufen:  
Tel.: 0591 / 9461600, oder  
Eine Mail an [Anne.Albers@onlinehome.de](mailto:Anne.Albers@onlinehome.de)

Was der Film uns sagen will:



Alle Menschen sind gleich wird in dem Film gesagt. Ich darf selber bestimmen. Ich entscheide selber, was ich will.